

Den linken Zeitgeist im Visier

Barbara Zehnpfennig

Wenn das Buch einer prominenten Parteipolitikerin Parteimitglieder dazu animiert, umgehend ihren Parteiausschluss zu betreiben, dann hat dies Buch offenbar einen Nerv getroffen. Sarah Wagenknechts Schrift „Die Selbstgerechten. Mein Gegenprogramm – für Gemeinsinn und Zusammenhalt“ ist eine schonungslose Abrechnung mit einem linksliberalen Milieu, das die soziale Frage aus den Augen verloren hat und sich stattdessen mittels Identitätspolitik und grünen Lifestyle-Projekten der eigenen moralischen Überlegenheit versichert. Obwohl die Autorin ihre Partei nur im Vorwort, nicht aber bei der Analyse erwähnt, fühlte diese sich offenbar gemeint – eine unbeabsichtigte Bestätigung der Diagnose, dass die politische Linke insgesamt einen Kurswechsel vollzogen hat, mit dem sie ihren traditionellen „Geschäftsbereich“ verlassen und sich auf ein Nebengleis begeben hat, auf dem man elegant an der Mehrheitsgesellschaft vorbeirauschen kann.

Das Parteiausschlussverfahren ist zwar vorerst gescheitert, aber das Ärgernis Wagenknecht besteht für die Linke fort, ebenso wie die Versuche, sie aus anderen Gründen aus der Partei hinauszukomplimentieren. Dazu mögen ihre Eigenwilligkeit und ihre Schwierigkeiten, im Team zu spielen, beigetragen haben. Vielleicht ist es aber auch ihre intellektuelle Überlegenheit, die so manchem in der Partei ein Dorn im Auge ist und von dem ihr provokantes, aber auch scharfsinniges Buch beredtes Zeugnis ablegt.



Prof. Dr. Barbara Zehnpfennig
Universität Passau, Professur für Politische Theorie und
Ideengeschichte

Sarah Wagenknecht, Die Selbstgerechten.
Mein Gegenprogramm – für Gemeinsinn und Zusammenhalt,
Campus 2021



Eine vernichtende Diagnose

In Sarah Wagenknechts Buch imponiert einiges: ihr Wille, aktuelle Entwicklungen aus dem großen Zusammenhang heraus zu erklären; ihre Unerschrockenheit, sich tabuisierten Themen zu stellen und sich damit der Gefahr der Ächtung auszusetzen; ihre geistige Unabhängigkeit in puncto Diagnose wie Therapie. Zweifellos gibt es auch Kritikwürdiges; das wird noch zu thematisieren sein. Zu großer Form läuft sie jedenfalls auf, wenn sie sich, was sie im ersten Teil ihres Buches unternimmt, mit dem linken Zeitgeist auseinandersetzt und diesen als Ausdruck der Selbstverliebtheit einer primär akademisch geprägten Schicht dekuviert, der es gar nicht um gesellschaftliche Veränderung, sondern um die Wahrung des Status quo geht, von dem vor allem sie selbst profitiert. Ihre zentrale These ist, dass diejenigen, die sich als Linksliberale verstehen – obwohl sie nach Meinung der Autorin höchst illiberal und auch nicht wirklich links sind –, keine Gegner, sondern tatsächlich Nutznießer des Neoliberalismus sind. Wie begründet sie diese, gelinde gesagt, unkonventionelle Sicht?

In den Augen von Wagenknecht haben die politischen und ökonomischen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte, die man unter den Stichworten Liberalisierung, Privatisierung und Globalisierung zusammenfassen kann, desaströse gesellschaftliche Folgen gehabt: Durch die Arbeitsmarktreformen wurden zunehmend prekäre Arbeitsverhältnisse geschaffen, große Teile der Produktion wurden ins Ausland verlagert, während man im Inland zunehmend auf (z.T. schlecht bezahlte) Dienstleistungen setzte, unreglementierte Finanzmärkte haben Staaten-destabilisierende Finanzspekulationen nie gekanntem Ausmaßes ermöglicht, global agierende Großkonzerne konnten Oligopole bilden und entziehen sich erfolgreich ihrer Pflicht, dort Steuern zu zahlen, wo sie Gewinne erwirtschaften, bzw. überhaupt Steuern zu zahlen. Das alles hat eine tiefgreifende gesellschaftliche Umstrukturierung bewirkt. Die bisherige Mittelschicht, zu denen Wagenknecht auch die Industriearbeiter zählt, hat einen signifikanten Abstieg erlebt, während die Inhaber großer Finanz- und Betriebsvermögen überproportional zugewonnen haben. Profitiert hat in der neuen Dienstleistungsgesellschaft aber auch die zunehmende Zahl akademisch Gebildeter, die im Marketing, der IT-Branche, in Bildungseinrichtungen, Medien und im Kulturbereich tätig sind. Sie vor allem sind es, die einen neuen linken Lifestyle pflegen, wie ihn die Grünen in Reinkultur vorführen.

Was Wagenknecht dieser gesellschaftlich immer mehr den Ton angehenden Schicht vorwirft, ist, dass sie unter dem Deckmantel des Linksliberalen ganz illiberal der Mehrheitsgesellschaft bestimmte Denk- und Sprechweisen vorschreibt und sich damit auf Fragen des Lebensstils kapriziert, statt sich um die eigentlich linken Themen wie die Sorge um die sozial Abgehängten und die gesellschaftliche Verteilung des Eigentums zu kümmern. Ganz im Gegenteil: Diese „Lifestyle-Linken“ würde ihre eigenen Privilegien gefährden, würde sie ernsthaft an der sozialen Frage rühren. Insofern arbeiten nach Ansicht der Autorin Neoliberalismus und angeblicher Linksliberalismus Hand in Hand, was nichts anderes bedeutet, als dass diese neuen „Linken“ ein politisches Etikett für sich reklamieren, das nichts mit den von ihnen vertretenen Inhalten zu tun hat.

Wie sehr Wagenknecht dieser vermeintliche Etikettenschwindel in Rage bringt, zeigt sich an den scharfen, aber auch treffenden Formulierungen, mit denen sie das dem Postkolonialismus, der Gendertheorie, dem Anti-Rassismus etc. huldigende Milieu vorführt. So feiert sie ironisch den Sieg über die Zigeunersoße, die die Firma Knorr aufgrund der Intervention linksliberaler Sprachwächter umbenannt hat, was das Unternehmen nicht daran hinderte, zur selben Zeit eine Verschlechterung des Tarifvertrags für seine Mitarbeiter durchzudrücken. Begeistert ist sie auch von dem Prinzip „Shoppen für eine besser Welt“, dem Konsum politisch korrekter, aber teurer Produkte, mit dem die mit dem richtigen Bewusstsein gesegneten und begüterten neuen Schichten nicht nur ihre moralische Integrität beweisen, sondern auch soziale Distinktion betreiben können: Wer das nicht bezahlen kann, gehört nicht dazu. Ein Freund gekonnter Polemik kommt bei solchen Beobachtungen zweifellos auf seine Kosten.

Ins Nachdenken aber gerät der Leser, wenn er den Perspektivwechsel mitvollzieht, den Wagenknecht vorführt, sobald sie dasselbe Phänomen nicht mehr aus dem Blickwinkel der schicken Akademiker, sondern aus dem der einfachen Leute betrachtet, kurz: sobald sie statt der Kategorie des Lifestyle die alte linke der ökonomischen Verhältnisse anwendet. Dann bedeutet die Liberalisierung nicht Zugewinn an Freiheit, sondern Zunahme an existentieller Unsicherheit, die Migration nicht Zuwachs an Diversität, sondern neue Konkurrenz um billigen Wohnraum und eine Verschlechterung der Schulbildung der Kinder, die Klimapolitik nicht Ausweis des richtigen ökologischen Bewusstseins, sondern drohende Absenkung des ohnehin niedrigen Lebensstandards. Aber diese andere Perspektive, die der kleinen Leute, interessiert die Lifestyle-Linke nicht, und wenn sie sich artikuliert, wird sie sofort als diversitätsfeindlich, rassistisch oder Ähnliches abqualifiziert.

Damit kommt Wagenknecht zu einer noch gewagteren, weil zuverlässig Empörung hervorrufenden These, dass nämlich die linke Identitätspolitik verantwortlich für das Erstarken der Rechten ist. Denn Identitätspolitik spalte die Gesellschaft in ethnisch, sexuell o. ä. definierte Kollektive, deren Interessen als denen der Mehrheitsgesellschaft entgegengesetzt behauptet werden, wodurch sich die Mehrheit irgendwann veranlasst sehe, den Schuh umzukehren und sich ihrerseits gegen diese Kollektive zu wehren. Dass das eine Steilvorlage für Rechtspopulisten ist, die sich zum Sprachrohr derer machen, die andere Sorgen als eine gendergerechte Sprache haben und sich dafür noch als sexistisch beschimpfen lassen müssen, liegt für Wagenknecht auf der Hand. Das ist nun aber in der Tat eine andere Erklärung für den Aufstieg rechtspopulistischer Bewegungen, als sie das linksliberale Milieu zu geben pflegt, und die Autorin deshalb als Renegatin zu betrachten, ist eine naheliegende, wenn auch nicht deshalb schon gerechtfertigte Reaktion.

Eine erfolversprechende Therapie?

Der erste Teil des Buches ist also ein fulminanter Rundumschlag, eine Gesamtdeutung der Lage, die Wagenknecht als Rückschritt gegenüber den 80iger Jahren, dem

Aufkommen des Neoliberalismus, wahrnimmt: in ökonomischer Hinsicht wegen einer zunehmenden Ungleichverteilung des Eigentums und immer prekärer werdenden Lebensverhältnissen, in gesellschaftlicher Hinsicht wegen Entsolidarisierung, sozialer Spaltung und einer narzisstischen Linken, die sich um ihre eigentliche Klientel nicht mehr kümmert und damit dem Rechtspopulismus Auftrieb gibt. Was setzt sie all dem im zweiten Teil des Buches entgegen?

In diesem entwickelt sie ihr eigenes Programm, eine erstaunliche Mischung aus Wertkonservatismus, republikanischem Bürgertum, Staatsermächtigung, Anti-Kapitalismus und EU-Kritik. Die Darstellung aktueller Mängel dominiert zwar auch in diesem Teil, aber sie dient hier dem Zweck, die von der Autorin vorgeschlagenen Änderungen zu begründen. Diese zentrieren sich um die ‚teuflische Trias‘ Liberalisierung, Privatisierung und Globalisierung und zielen konsequent darauf ab, rückgängig zu machen, was nach Meinung Wagenknechts ursächlich für den generellen Niedergang der letzten Jahrzehnte war. Das setzt natürlich voraus, dass ihre Lageanalyse insgesamt zutrifft und dass sich Prozesse wie die Globalisierung tatsächlich rückgängig machen lassen – zweifelhafte Prämissen, die dann auch das Gegenprogramm zumindest in Teilen fraglich werden lassen.

Grundlage für den Neuanfang soll eine Wiederbelebung des Gemeinsinns sein, was nach Ansicht der Autorin nur auf Basis geteilter Werte und eines Zurückdrängens kapitalistischer Verwertungslogik gelingt. Offen bekennt sich zu konservativen Idealen wie der Bewahrung kultureller Traditionen, der Rückbesinnung auf die Nation inklusive Leitkultur, einer Begrenzung der Zuwanderung und der Achtung vor Sekundärtugenden wie Mäßigung, Zuverlässigkeit und Treue als Voraussetzung eines solidarisches Miteinander. Damit fordert sie eine Rehabilitierung jener Denkmuster, deren Verächtlichmachung sie dem Linkliberalismus vorwirft, die ihrer Meinung nach aber die Mentalität der Mehrheitsgesellschaft widerspiegeln oder zumindest widergespiegelt haben, bevor der Neoliberalismus die soziale Lage entgleisen ließ.

In der Logik ihres Kampfes gegen die erwähnte ‚teuflische Trias‘ liegt dann eine Ermächtigung des Nationalstaates, der die heimische Wirtschaft vor globaler Konkurrenz schützt, Privatisierungen rückabwickelt, Kompetenzen von der EU zurückgewinnt, den Sozialstaat umbaut, die Macht globaler Konzerne bricht usw. Diese Forderung nach einem starken Staat lässt beim Leser den Wunsch nach einem vergleichenden Blick auf einen anderen starken Staat, nämlich dem der DDR aufkommen, aus der die Autorin stammt. Doch die DDR findet im gesamten Buch nicht einmal Erwähnung. Das erscheint als ein merkwürdiger blinder Fleck, zumal die ganze Vorgeschichte der Gegenwart aus rein bundesrepublikanischer Perspektive erzählt wurde.

Fazit

So scharfsinnig Wagenknecht die Defizite des Linkliberalismus auch analysiert, nicht zuletzt dessen Abkehr von den ökonomisch relevanten Fragen, so wenig registriert sie die Defizite, die aus ihrer eigenen, primär ökonomischen Betrachtung der allgemeinen Lage resultieren: Es lässt sich eben nicht alles aus den ökonomischen Verhältnissen

erklären, und die Ökonomie ist auch nicht das große Therapeutikum für alle gesellschaftlichen und politischen Probleme. Obwohl die Autorin immer wieder auf die Bedeutung von Denkmustern und Einstellungen hinweist – im Negativen (Identitätspolitik) wie im Positiven (Gemeinsinn) –, zieht sie daraus nicht die Konsequenz, ihren ökonomischen Determinismus zu hinterfragen und den Gedanken zuzulassen, dass dem Nicht-Materiellen vielleicht doch eine eigenständige Wirklichkeit zukommen könnte. Damit folgt sie ungewollt doch wieder den Spuren des Wirtschaftsliberalismus. Denn auch dieser sucht das Heil in der Ökonomie – nur individuell und nicht kollektiv, wie es der linken Tradition entspricht.